## Mutterliebe.

Die Mutter wiegt ihr schlummernd Kind im Schoß
Und schaut es an mit träumerischem Sinnen;
Wie licht mag sie des Knaben künftig Los
In ihrem Traum aus Lieb' und Hoffnung spinnen!

Und wenn auch unerfüllt, du holdes Kind,
Der Mutter Traum, der Mutter Hoffnung bliebe,
Dereinst die guten Sterne treulos sind —
Erlischt doch nie der Mutter heil'ge Liebe!

## Der Besuch.

Von Fr. A. Hollad.

Ich kann schwören, daß sich alles so zugetragen hat, wie ich es hier niederschreibe. Ich weiß jetzt, nach drei Monaten, noch genau jedes Wort, das sie damals zu mir sprach, und ich erinnere mich genau an jede Bewegung ihrer Hände und an das Spiel ihrer Augen. So war es und nicht anders:

Ich kam, wie immer, spät nach Hause. Es war eine jener schattenlosen Novembernächte, in denen jedes Geräusch lautlos ertrinkt und deren schreckliches Dunkel hart und hoffnungslos macht. Ich weiß auch, daß ich sehr schnell ging und daß ein absurder Gedanke fortwährend mein Gehirn durchkreuzte. Anirgend einer Straßenecke sitzt das Glück, dachte ich, und es springt dir hell und funkelnd in die Arme. Es legt die Hände um dein Gesicht und küßt dich vielleicht auf den Mund.

Bleibe bei mir, würde ich sagen, nur eine Stunde bleibe bei mir, ich brauche dich so sehr. Ich kam nicht davon los, und während ich das Haustor aufschloß, lachte ich selbst über meine Sentimentalität. Ich stieg in mein Zimmer hinauf und zündete die Schreibtischlampe an. Dabei war mir fortwährend, als sei noch jemand im Zimmer, oder als sei kurz zuvor jemand dagewesen. Ich ging diesem albernen Gefühl sofort systematisch zu Leibe und durchsuchte das ganze Zimmer, ohne etwas Auffälliges zu entdecken. Schließlich schob ich dieses Gefühl auf meine etwas zu stark entwickelte Sensibilität, reihte es gewissermaßen in ein bestimmtes Fach nervöser Erscheinungen ein, um es auf diese Weise totzumachen. Dann setzte ich mich an den Schreibtisch, weil ich deutlich spürte, daß jetzt an Schlaf nicht zu denken war. Damals arbeitete ich gerade an einem Aufsatz über „freisteigende Assoziationen", ein Thema, das mich sonst zu interessieren pflegte, und zu dem ich eine Menge Vorstudien gemacht hatte, das mir in dieser Nacht jedoch mit einem Male fad und geschmacklos erschien. Was gingen mich im Grund meines Wesens die freisteigenden Assoziationen an.

Mit diesem Gedanken begann das, was ich so sehr fürchte. Mein Gedächtnis arbeitete wie ein Kinematograph. Es schleppte alles herbei, wirr durcheinander. Alle Enttäuschungen und alle Pöbeleien des gemeinen Lebens, alle Dinge, die längst hinter mir lagen, zeigte es mir mit hämischer Deutlichkeit. Aber als es an Marianne kam, machte es halt und kam nicht weiter, als hätte es sich in diesem Dickicht von Liebe, Lüge, Haß und jämmerlichem Mißverstehen verfangen. Ich versuchte mein entsetzliches Gedächtnis dadurch zu paralysieren, daß ich mir mit allem Willen Mariannens Gesicht vorstellte. Aber es ging mir wunderlich. Mariannens Züge waren verschwunden. War es denkbar, Mariannens Schönheit zu vergessen? Erregt sprang ich auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen; auf und ab, auf und ab wie ein Tier. Schließlich ging ich an meinem Bücherkoffer und suchte nach einem dickleibigen Buch, aus dem ich noch einige Exzerpte machen wollte. Mit vollkommen geistloser, mechanischer Arbeit hoffte ich diese quälende Erregung loszuwerden. Während des Suchens hörte ich ein paarmal meinen Namen rufen, ganz leise und wie aus weiter Ferne. Aber ich hörte ihn nicht mit den Ohren, sondern mit einem Sinn, den ich nicht beschreiben kann. Vielleicht mit einem Sinn, mit dem wir fühlen, daß uns jemand von hinten lange betrachtet, oder auf Grund dessen wir aus dem tiefsten Schlaf erwachen, wenn uns jemand stumm auf die geschlossenen Lider sieht. Ich erschrak furchtbar und fühlte, wie meine Hände zitterten. Im gleichen Moment beschloß ich auch schon, sofort ein starkes Schlafmittel zu nehmen und zu Bett zu gehen. Merkwürdigerweise dachte ich auch an die von den Psychiatern beschriebenen „Grenzzustände". Der Gedanke des Verrücktwerdens lag mir fern, aus meinem Beruf wußte ich, daß Gehörshalluzinationen sehr oft Symptome einer akuten Erschöpfungspsychose sind, die nach sehr kurzer Zeit wieder verschwindet. Ich erhob mich aus meiner gebückten Lage und hatte das Buch in der Hand. In diesem Augenblick geschah es:

Ich konnte nur einen ersticken Schrei herausbringen, dann fiel ich bald ohnmächtig gegen den Schrank.

An der Tür stand Marianne.

Ich sehe jetzt, wo ich müde und leidenschaftslos dieses Erlebnis niederschreibe, noch jeden Zug ihres Gesichtes, genau, wie sie damals vor mir stand. Ihre Augen waren dunkel und undurchdringlich, wie man sie bei leidenden Frauen und bei Fieberkranken sieht und ihr Mund war seltsam schwer und stand scharfumrissen in dem bleichen Gesicht, halb geöffnet und wie von namenlosem Durst gepeinigt. Ich sah auch, daß sie ein weites, weißes, mantelartiges Kleid trug, sah ihre wundervollen Hände, die jetzt kraftlos und abgezehrt waren, so daß das feine Knochengerüst deutlich sichtbar war, die blauen Aederchen, die voll unsäglicher Schmerzen darüberliefen, den Ring mit dem grünen Stein, das alles sah ich, so wie ich das Papier hier vor mir sehe. Es kam nur nicht in den Sinn zu sehe. Es kam mir nicht in den Sinn, zu fragen: „wo kommst du her, was willst du, wie kamst du herein?" nichts von alledem. Von dem Augenblick an, wo ich sie gesehen, dachte ich an nichts anderes als an sie selbst. Die drei Jahre, die zwischen unserem letzten Zusammensein lagen, schrumpften zusammen zu nichts; vor fünf Minuten ist sie mit jenem bösen Wort auf den Lippen von mir gegangen, nun bereut sie es und kommt zurück. Ich erkannte deutlich den Trug und den Unsinn, aber es war mir unmöglich, ihn zu bannen. All das sonderbare dieser Nacht hatte ich vergessen, wenigstens brachte ich es in keinerlei Beziehung zu ihr. Der namenlose Schreck, sie so plötzlich vor mir zu sehen, verscheuchte alles Denken.

Marianne bewegte die Hände ein wenig, wie Schlafende zu tun pflegen und sagte leise: „Willst du mir nicht die Hand geben?" Ich zitterte am ganzen Körper. Die alte Liebe sprang wieder in mir auf —und der alte Haß: Wie gern hätte ich die Stirn in ihre armen mageren Hände gelegt und gesagt: „Laß gut sein, Marianne. Bleibe bei mir und alles ist gut." Aber nein, nein! Bin ich nicht ein Mann? Gibt es keinen Stolz? Und die Gerechtigkeit? Wie auf einen verfluchten Befehl legte ich die Hände auf dem Rücken zusammen, ich zwang meine Gesichtsmuskeln kühl und hart zu sein und sagte halblaut: „daß diese Komödie. Unter vier Augen lügt man nicht. Geh!" Sie hob die Arme mit halbgeöffneten Händen und sah mich an. Und dieser Blick wird in mir brennen so lange ich atmen kann. Ihre Augen flammten in so furchtbarem Ernst, daß ich deutlich spürete wie etwas in mir zerbrach und zerriß...

Von da an weiß ich nichts mehr.

Als ich erwachte, lag ich quer über meinem Bett, wie hingeworfen.

Es war vollkommen hell, aber die Schreibtischlampe brannte noch. Ich löschte sie und klingelte nach dem Stubenmädchen. Das Erlebnis der Nacht kam wieder über mich. Als das Mädchen eintrat, fragte ich ganz ruhig: „Wieviel Uhr ist es?"

„Halb neun."

„Danke. Sagen Sie, ist heute Nacht hier in der Pension eine Dame abgestiegen mit Namen Marianne B....?"

„Nein, mein Herr, seit vierzehn Tagen ist kein neuer Pensionär hinzugekommen." — „Wissen Sie das bestimmt?" Das Mädchen lächelte nachsichtig. „Gewiß, ich weise ja den Herrschaften die Zimmer an und führe außerdem die Liste."

Ich fühlte, daß ich schneeweiß wurde und sagte kurz: „Danke. Bringen Sie mir bitte das Frühstück."

Das Mädchen zauderte noch ein wenig und deutete auf das Bett.

„Haben der Herr heute nacht nicht geschlafen."

„Nein ... ich habe ein wenig gearbeitet."—Die Dienerin lächelte freundlich. „Verzeihung, wollen der Herr nicht jetzt noch ein Stündchen schlafen? Ich bringe das Zimmer gern später in Ordnung, vielleicht heute nachmittag. Der Her rsehen nicht gut ans."

Diese freundliche Sorgsamkeit quälte mich bis aufs Blut. Ich nahm mich jedoch zusammen und sagte kurz: „Ich werde nicht mehr zu Bett gehen heute. Bringen Sie mir das Frühstück."

Tage vergingen. Ich lebte unter einem furchtbaren Druck und hatte Angst an das zu denken, was geschehen war. Wäre ein Mensch zu mir gekommen und hätte mir das erzählt, als sei es ihm selbst geschehen, so hätte ich vielleicht die Augenbrauen hochgezogen und gesagt: „Ja, so was kann vorkommen. Man kennt einige Fälle. Meistens handelt es sich um Halluzinationen oder um eine mangelhafte Korrektur der Sinnestäuschungen." Dann hätte ich ihm einige unauffällige Fragen gestellt; seine Reflexe untersucht und irgendein Brompräparat verschrieben. Aber da es sich um mich selbst handelte war ich machtlos. Das schlimmste waren die Nächte, und ich machte noch einmal jene Aengste durch, die man als Kind im dunklen Zimmer hat, jenes furchtbare Grauen, da durch, die man als Kind im dunklen Zimmer hat, jenes furchtbare Grauen, das man bei Kindern „pavor nocturnus" nennt.

Sechs Wochen später kam dann dieser Brief, der mein Leben zu dem gemacht hat, was es jetzt ist: ein Ding, das nicht einmal zum Wegwerfen taugt. Der Briefumschlag war kreuz und quer mit Adressen bedeckt und trug die Poststempel aller Städte, in denen ich seit drei Jahren gewesen war. Die Handschrift des Absenders war mir unbekannt, und ich empfand vor dem Oeffnen jenes unbestimmte Mißbehagen, das man immer vor Briefen hat, deren Absender man nicht kennt. Schließlich zwang ich mich jedoch und riß ihn auf. Der Brief lautete so:

„Sehr geehrter Herr! Am 15. November morgens gegen zwei Uhr starb meine geliebte Tochter Marianne B. Eine Lungenentzündung raffte sie binnen vier Tagen hinweg. In den letzten Stunden ihres Lebens rief sie fortwährend einen Namen, der mir sowohl als auch meinen Angehörigen vollkommen unbekannt war. Da sie in hohem Fieber bewußtlos lag, war es uns unmöglich zu erfahren, nach wem sie in diesem Ton, den ich nie an meinem Kind gehört habe, und den ich nie vergessen werde, rief. Die Erinnerung daran tut mir sehr weh. Lassen Sie mich kurz sein. Als ich einige Tage nach meines Kindes Tod ihre Papiere, Briefe usw. durchsuchte, weil es mir wohltat in meinem Schmerz etwas in der Hand zu halten, das ihre Hände noch kurz zuvor berührt hatten, fand ich einen Brief, der kaum angefangen war und dessen Umschlag Ihre Adresse trug. Nun wußte ich auch, wessen Namen sie in ihren letzten Stunden mit so großer Sehnsucht gerufen hatte. Es war der Ihrige. Vielleicht haben Sie Marianne geliebt, vielleicht waren Sie ihr ein guter Freund, ich weiß es nicht. Genug, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen diesen Brief zu schreiben, es fällt mir schwer, von meinem Kinde als von einer Toten zu sprechen. Sie war mein Liebling. Georg B."

Ich faltete den Brief sorgfältig zusammen und steckte ihn wieder in das Kuvert. Aber ich spürte, wie eine entsetzliche Kälte in mir aufkroch, und ich begriff in einem Augenblick, daß es eine Schuld gibt, die größer ist, als daß ein Mensch sie sühnen könnte. Ich habe dem Liebsten, was ich besaß, das bittere Sterben noch bitterer gemacht.

## Reserve hat Ruh...!

Skizze von Dr. Georg Toll.

Das Regiment kehrt vom Manöver ins Städtchen zurück.

Vor dem „Tore" beginnt die Regimentskapelle einen flotten Marsch, und unwillkürlich richten die „Kerls" ihre etwas nachlässige Haltung empor. Sie stehen ja alle vor den Häusern mit ihren kritischen Blicken: die Annas, Minnas und Marthas — und ein schlapper Schatz — — —

Jetzt biegen die Krieger in die „Kasernenstraße" ein, vorbei gehts an der Garnisonkirche, des Obersten Wohnung, nun an dem Garnisonlazarett ... das Regiment hält auf dem Kasernenhofe ... die Musik macht Schluß, und die Mannschaften treten kompagnieweise auseinander.

In dem zeitengrauen Garnisonlazarett macht der diensthabende Arzt eben die Nachmittagsrunde. Vorsichtig, ganz leise, klinkt er die letzte der weißlackierten Türen im obersten Korridor auf.

„Sanitätssoldat Furge zur Tageskrankenwache kommandiert!" meldet in streng militärischer Haltung ein Sanitärer. Aber nur die Meldung ist militärisch; leise, im Flüstern fast, sind die Worte.

„Etwas Besonderes zu melden?" fragt ebenso gedämpft der Doktor.

„Jawohl, Herr Stabsarzt! Der Kranke fühlt sich schlimmer, das Fieber ist gestiegen."

Der Doktor wirft einen Blick auf das ihm dargereichte Blatt, worauf die Fiebergrade durch auf- und absteigende Kurven markiert sind, und schüttelt bedenklich den Kopf.

„Viel phantasiert?" fragte er leise weiter.

„Jawohl, Herr Stabsarzt, fast immerfort.

Vorsichtig tritt der Doktor an das Krankenbett. Auf einer schwarzen Tafel über dem Kopfende des Lagers steht der Name des Patienten: „Einjährig-Freiwilliger Illgen", dann die Diät und darunter die Diagnose: „Doppelseitige Lungenentzündung". Ein Eisbeutel liegt auf der Brust des Kranken, und auf einem Seitentischchen stehen verschiedene Arzneiflaschen. Behutsam neigt sich der Arzt über den Kranken und schiebt mit der größten Vorsicht ein Thermometer in dessen Achselhöhle, um die Körpertemperatur zu prüfen. Doch der Einjährige erwacht trotz der leisen Berührung.

„Wie gehts, junger Freund?" fragt freundlich der Doktor.

„Hier — — hier — — brennts!"

Das hörte sich an wie der Ton versagender Orgelpfeifen.

„Nur Mut!" versucht der Arzt zu trösten, „es wird schon wieder. So'n strammer Bursch...!"

Der arme Kranke sieht nicht die tausend Fragezeichen in des Doktors Blicken und hört nicht den Zweifel aus dessen Worten. Seine Augen sind wieder geschlossen, und aus der kranken Brust kommt ein Rascheln und Pfeifen.

Da tönt von der Straße ein flotter Marsch herauf, und links — rechts! — links — rechts — — ! stampft das Regiment vorüber in Schritt und Tritt und Tritt und Schritt. Mit jähem Ruck richtet sich der Einjährige auf:

„Sie kommen — Manöver — Musik — —!"

Der Arzt und der Soldat haben Mühe, den Kranken in seinem Bett zurück zu halten. Erst als die Musik endet, fällt sein Körper matt in die Kissen zurück. Beobachtend bleibt der Stabsarzt eine Zeitlang noch bei dem Fiebernden stehen, dann wendet er sich an die Krankenwache:

„Wann werden Sie abgelöst?"

„Um 8 Uhr, Herr Stabsarzt."

„Für die Nacht werde ich hier Doppelwache einrichten lassen. Schärfen Sie Ihren Nachfolgern aufs Entschiedenste ein: bei dem geringsten Vorkommnis ist sofort der wachthabende Arzt zu holen; verstanden?"

„Z' Befehl, Herr Stabsarzt!"

Und nach einer Weile

„Kennen Sie die Heimat des Einjährigen?"

„Jawohl —: Aberdorf."

Der Doktor notiert.

„Sein Vater ist?"

„Er hat nur noch die Mutter: Frau Postdirektor Illgen."

Der Arzt nickt und wendet sich zum Gehen.

„Also noch einmal: die allergrößte Aufmerksamkeit!"

Dann schließt er unerhörbar hinter sich die Tür.

— — — — — — — —

Wenige Minuten später gibt ein Soldat ein dringendes Telegramm am Postschalter auf:

„Frau Postdirektor Illgen, Oberdorf. Zustand Ihres Sohnes sehr bedenklich. Garnisonlazarett."

— — — — — — — —

Die „alten Leute" haben Nachturlaub. Sie stehen heute zwar noch unter militärischem Gesetz, aber morgen, ja morgen:

„Parole ist Heimat,
Reserve hat Ruh — — —"

Und das jauchzt und klingt und jubelt und singt aus den Mannschaftsstuben, den Wirtshäusern, den Kantinen — —:

„Parole ist Heimat,
Reserve hat Ruh — — —"

— — — — — — — —

Auch die Einjährigrn sind im „Adler" beim Abschiedsschoppen versammelt.

Sie lachen und scherzen und freuen sich auch — gewiß. Aber der Scherz klingt so erzwungen, das Lachen so mühsam gemacht, wie eine Anstrengung.

„Glaubst du, daß Illgen — —?"

„Der Stabsarzt sagte gestern: höchstens noch achtundvierzig Stunden —."

Und dann sagt keiner ein Wort — eine ganze Weile lang

Endlich erhebt sich einer, schlägt an sein Glas und preßt mühsam, verschleiert, hervor:

„Er war uns allen — — ein — — guter — — Freund!"

Schweigend leert er sein Glas, schweigend leeren es die anderen.

Dann geht der „Redner" ans Klavier. Einige Akkorde — zitternd — — klagend — — und dann wie ein Aufschluchzen:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit — —"
Einen bessern findst du nit — —"

— — — — — — — —

Vor dem Garnisonlazarett hält eine Droschke. Heraus springt ein junges Mädchen im dunklen Reisekleide und drückt hastig auf den Knopf der elektrischen Nachtglocke. Verwundert schaut der öffnende Unteroffizier in ein marmorweißes, erregtes Gesicht.

„Kann ich — — kann ich Herrn Illgen sprechen?"

„Es wird niemand vorgelassen, mein Fräulein, höchstens die Mutter!"

„Aber, mein Gott — — ich bin — — ich komme — — seine Mutter schickt mich!"

„Ja, dann — bitte!"

Der Unteroffizier führt die Dame vor die Tür des Krankenzimmers.

„Einen Augenblick, bitte!"

Er geht hinein und kommt mit einem Assistenzarzt zurück.

„Kann ich ihn sehen?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein, aber kommt denn die Mutter nicht?"

„Das Telegramm — — sie ist so erschrocken, liegt selbst zu Bett — —"

„Kommen Sie, gnädiges Fräulein! Aber Ruhe — Fassung!"

Das Mädchen sinkt vor dem Bette nieder und faßt des Kranken feuchtkalte Hand:

„Waldemar!"

Der aber erkennt sie nicht.

„Luft... Lu—uft!" betteln die trockenen Lippen.

Einer der Aerzte reißt das Fenster auf:

„Parole ist Heimat,
Reserve hat Ruh — — —"

klingt es jauchzend herauf.

Da öffnet der Kranke die Augen — weit — — weit — — den Zeigefinger der Rechten hebt er, wie Ruhe heischend, in die Höhe — — und lauscht — — lauscht — —:

„Parole ist Heimat,
Reserve hat Ruh — — —"

Seine Brust fliegt — — der Atem preßt sich zischend heraus — —:

„Ruhe ... Hei—mat — —"

„Waldemar, Liebster, ich bin da, deine Marga!"

Der Fiebernde hört nichts, er lauscht nur, lauscht — — lauscht — —:

„Parole ist Heimat,
Reserve hat Ruh — — —"

Wild schlagen die Arme um sich, der Körper zuckt — —

„Das Fenster schließen! Das Lied regt ihn auf!" befiehlt der Oberstabsarzt.

Da sinkt der Einjährige zurück auf sein Lager, die Brust arbeitet nicht mehr so wild.

„Waldemar, Geliebter — — —!"

Aber da kommt er wieder der Würger! Ein Auf und Ab der kranken Brust — — ein Ringen — — ein Auflehnen aller Glieder:

„Waldemar — — nicht sterben —"

Die Lippen des Kranken bewegen sich leise — mühsam — ersterbend:

„Re—ser—ve hat — — Ruh — —"

## Der Teufel.

Skizze von Maud von Couring.

„No, Sir," sagte Tante Sallies gelber Joe, „ich glaube nicht, daß es so'n Ding wie den Teufel gibt." Dabei schob er beide Hände in die Hosentaschen und schaute die Neger, die sich vor Onkel Washs Hütte versammelt hatten, der Reihe nach herausfordernd an. Ein Gemurmel des Widerspruchs war die einzige Antwort, die er erhielt.

Es war ein heißer Abend, wie der verflossene Tag ein heißer gewesen. Und die von der schweren Feldarbeit unter einer erbarmungslosen Sonne ermüdeten Leute waren zu keinen theologischen Auseinandersetzungen aufgelegt. Keiner außer Onkel Wash selber. Der saß, den Kopf gegen die Wand gelehnt, auf einer der tiefergelegenen Stufen der Treppe und war eingedusselt. Aber gerade in dem Augenblick, als des gelben Joes lästerliche Worte laut und vernehmlich hörbar wurden, fiel ihm die Pfeife, die er nicht aus dem Munde genommen, von den Lippen herab, sein Kopf kippte nach vorn und er erwachte. Sofort fragte er auch: „Was hast du da... Nochmal. Wiederhole! Raus mit der Sprache!"

Und der gelbe Joe wiederholte mit Salbung und Behagen genau noch einmal das, was er soeben gesagt hatte.

GeorgeWashington Thomas Jefferson schrie dabei: „Meinst du vielleicht, daß du mir weismachen willst, du glaubtest selber, was du da sagst?"

„Yes, Sir." Vielleicht war es der weiße Vater in ihm, der ihn nach Beweisen und logischen Deduktionen ausschauen ließ, vielleicht nur der Wunsch, von den entsetzten Zuschauern als Held und Wundertier angestaunt zu werden. „Yes, Sir. Das ist meine Meinung. Und wer hat überhaupt je den Teufel gesehen? Sie vielleicht? Und wie kann ich an das glauben, das ich nie gesehen habe?"

Lucinda, Joes zukünftige Gattin und verlobte Braut, die er im Herbst heiraten wollte, wenn die Ernte herein war, saß auf einer umgestülpten Seifenkiste und kicherte. Sie beabsichtigte, auf ihrer Hochzeit ein weißes Baumwollenkleid zu tragen und einen aus einem Moskitonetz verfertigten Schleier, dessen Material sie den „weißen Leuten" gestohlen. Und ihre zwei Kinder sahen ebenfalls voller Vergnügen den Festlichkeiten der Hochzeit entgegen.

„Ich habe ihn bei Gott auch noch nie gesehen," warf jetzt der braune Dick von seinem Sitz auf dem zerbrochenen Hühnerkasten ein, „aber ich habe alte Leute sagen hören, sie hätten ihn gesehen. Mein Großvater zum Beispiel, der hat ihn gesehen, wie er Baumwolle gestohlen hat. Er pflückte sie gerade so, wie jeder andere Mensch von den Stauden. Es war Mitternacht und höllisch dunkel."—„Wie konnte ihn dein Großpapa denn sehen, wenn's doch so stockdunkel war?"

Das fahle Licht eines jungen Neumondes ließ erkennen, daß der braune Dick wütende Blicke auf den gelben Joe warf. Dessen Frage aber beantwortete er nicht, sondern fuhr in seiner Erzählung fort: „Und Hufe hatte er auch."

„'s war sicher 'n Bär auf der Suche nach Honig", lachte der gelbe Joe. Die anderen lachten auch, aber Onkel Wash sagte feierlich: „Ich habe deine Ma gekannt, als sie so hoch war, Joe, und dich kenne ich solange du dich selber kennst, doch das hätt' ich weiß Gott nicht geglaubt, daß so schlechte Worte aus deinem Munde kommen könnten, und ich werde zu Gott bitten, er möge dir ein Zeichen geben und dir von dem schlechten Pfahl da oben eine Botschaft senden, auf daß du die sündhaften Sachen zurücknimmst, die du heute nacht gesagt hast!" Die rechte Hand hatte er dabei zum Himmel erhoben, in das blasse Mondlicht hinein, und mit der anderen deutete er auf Joe. Eine Stellung voller Pathos, die der Würde nicht entbehrte.

Joe lachte und sprang auf: „Ich glaub', 's ist besser, ich geh'. Komm' Cindy! Wer weiß, vielleicht begegnen wir unterwegs dem Teufel."

Auch die anderen erhoben sich, reckten sich und streckten sich und wischten sich mit ihren Hemdsärmeln den Schweiß von den Stirnen.

„Ich geh' auch," sagte Dick, und fügte dann hinzu, „die Baumwolle steht aber fein dies Jahr. So 'ne Stauden habe ich seit dem Krieg noch nicht gesehen."

„Das wird 'ne feine Ernte dies Jahr. Menge von den Stauden sind so dick wie mein Finger, und die Blätter sind so groß wie der Fächer, den die weiße Lady Sonntags immer mit in die Kirche bringt."

Onkel Wash gab keine Antwort. Er murmelte nur vor sich hin und schüttelte mit dem Kopf. Dann ging er in seine Hütte und schloß und verriegelte seine verräucherte Tür. — „Onkel Wash ist ein kolossal dummes Luder", sagte Joe, als er und Cindy den Weg zusammen herunterschlenderten.

„Er ist ein mächtig großes Tier in der Kirche", meinte Cindy achtungsvoll.

„Hm. Es wird spät. Wir schlagen besser den kurzen Weg durch die Baumwollenfelder ein."

Der fahle Mond war hinter Wolken verschwunden, und es war ganz dunkel geworden. Cindy hielt sich eng an Joes Seite, als sie jetzt den engen Pfad durch das Feld einschlugen.

„Pfui! Was is denn das?" schrie Cindy auf, deren nackter Fuß auf etwas Weiches und Klebriges getreten war. „Gott, ich dachte, es wäre 'ne Schlange, und es ist doch nur ein Wurm", ergänzte sie. Dann blieb sie horchend stehen. „Sch, sch! Was ist denn das für'n komisches Geräusch? Es klingt ja ganz so wie's Kitzeln fühlt." Cindy bob ihr blaues Kattunkleid ängstlich hoch. Auch Joe war stehen geblieben. Trotzdem es eine gänzlich windstille Nacht war, schienen sich die Baumwollstauden ringsumher doch zu bewegen und unter einem namenlosen Schrecken zusammenzukauern und zu erzittern.

Von den Wäldern her ertönte das Schreien einer Eule.—„Barmherziger Gott! Joe!" flüsterte Cindy zu Tode erschrocken, „laß uns heim! heim!" — —

Onkel Wash ging heute nacht erst spät zu Bett, und verspätete Neger, die den sandigen Pfad an seiner Hütte vorüber mußten, hörten ihn beten und mit sich reden. Kopfschüttelnd eilten sie weiter.

Die Sonne war noch nicht mal am Himmel, als der alte Mann schon auf war. Nachdem er sich sein Gesicht an der Pumpe gewaschen, die in seinem Garten stand, aß er ein Stück Maisbrot und trank ein Glas Buttermilch dazu. Dann ging er den Pflanzungen zu. Auf dem Felde war schon alles im Gange und die Pflüger mit Hott und Hü und dem Kettenrassel auf dem Gang zur Arbeit. Sie begrüßten den alten Mann, der mühselig hinter ihnen dreinhoppelte, und der immer wieder gezwungen war, stehen zu bleiben und sich auszuruhen, denn er war schon recht steif und kloppig.

Plötzlich, als er sich auf einem Baumstumpf am Wege niedergelassen, um auszuruhen, sah er wie einer der Pflüger, den Weg, den er gekommen, wieder zurückrannte und den anderen, die ihm entgegenkamen, zuschrie: „Schnell! Sch Schnell! Kommt um des Himmels willen rasch!" Dann eilte der Mann so schnell wie er gekommen, wieder in die Felder zurück.

So rasch er nur konnte, humpelte Wash hinter ihm her. „Was ist denn? Was denn?" schrie er.

„Sieh nur! Sieh nur!"

Und Onkel Wash sah. Da, wo noch gestern abend beim Sonnenuntergang frische, grüne Pflanzen gestanden, schienen sich jetzt schwarze Knochenhände bittend und beschwörend den entsetzt dreinschauenden Negern entgegenzustrecken. Jedes Blatt, jede Knospe, jede Hülse war verschwunden, war in der kurzen Spanne einer Sommernacht abgefressen worden. „Die Cattapillars! Die Cattapillars!" Der Schrei entrang sich jeder Brust.

Ueberall hingen und saßen die widerlichen Tiere. An den zu Skeletten verwandelten Blättern und an den halbverzehrten Hülsen und Knospen. Und die Pflanzen bogen sich unter ihrer lebenden Last. Auf dem Boden lagen und krochen sie zu Tausenden, den Reserven einer mächtigen Armee vergleichbar, die nun auf einen Ruf wartet, um den anderen zu Hilfe zu kommen.

Inmitten des Schreiens und Wehklagens der anderen Neger blieb Onkel Wash stumm. Nachdem er eine Weile schweigend zugehört, schlich er sich von dannen und humpelte in seine Hütte zurück. Einmal angekommen, schloß er vorsichtig die Tür, kniete neben seine Strohmatte nieder und betete: „Gerechter Gott! Ich bin riesig froh, daß du mein Gebet erhört hast, und den Teufel und seine Scharen geschickt hast, um ihnen allen zu zeigen, daß ich recht gehabt habe. Ich bin dir riesig dankbar, aber es war wahrlich nicht nötig, daß du dir soviel Mühe gegeben hast, um einen dummen gelben Nigger zu überzeugen."

### Der entrüstete „Matin".

Die hartnäckige Ignorierung geschichtlicher Tatsachen gehört bekanntlich zum eisernen Bestand des französischen Chauvinismus. Mit anderen Blättern teilt der „Matin" die Eigentümlichkeit, Elsaß-Lothringen immer noch als ein Gebiet zu betrachten, das zum Deutschen Reich in keinerlei Beziehungen steht. Das Pariser Blatt ist nun in gewaltige Erregung darüber geraten, daß diese seine Haltung selbst in Frankreich nicht überall Anerkennung findet. Ein an und für sich bedeutungsloser Zwischenfall, der jedoch von einer gewissen französischen Presse weidlich zu chauvinistischen Zwecken ausgebeutet worden war — der französische Aviatiker Daucourt hatte nämlich die deutsche Grenze überflogen und auf deutschem Gebiet französische Fahnen und Proklamationen ausgeworfen — war zum Gegenstande einer diplomatischen Anfrage zwischen Berlin und Paris gemacht worden. Die französische Regierung hatte sich daraufhin mit dem „Aeroklub" in Verbindung gesetzt, der seinerseits den Flieger Daucourt um Aufklärung des Sachverhalts ersuchte. Das Schreiben dieses Klubs veranlaßt nun den „Matin" zu einem Zornesausbruch, weil darin von einem Ueberfliegen der Grenze und von „deutschem Gebiet" die Rede ist. Denn, so betont das Blatt, selbst wenn Daucourt die Grenze überflogen hätte, so hätte er die französischen Fahnen und Proklamationen nicht auf „deutsches Gebiet" geworfen, sondern auf „elsässischen Boden". Es sei höchst sonderbar, meint der „Matin", daß, während die Deutschen selbst von Elsaß-Lothringen als vom dem „Reichsland" oder dem „annektierten Gebiet" sprächen, der Vertreter der gegenwärtig bedeutendsten Vereinigung keine Unterscheidung zwischen Deutschland und den verlorenen Provinzen mache. Dies gäbe seinem Briefe eine Wendung, die nicht sehr französisch sei. — Nun wird es wohl Sache des „Aeroklub" sein, seinen angezweifelten Patriotismus zu beweisen.

Fadenziehende, sogenannte „lange" Milch ist ein Milchfehler, der sich namentlich beim Rahm zu erkennen gibt. Die Ursache ist nicht Erkrankung, sondern ein mit Futter, Getränk u. s. w. in den Stall gelangender Pilz lagert sich dort allerorts ab und gelangt beim Melken in die Milch. Ausbrühen und Desinfektion des Stalles, Ausbrühen der Melkgeschirre mit heißem Sodawasser, Kleiderwechsel der Melker, Ausziehen des Standes der Kühe mit schwacher Eisenvitriollösung sind die einzigen Bekämpfungsmittel.